

Zeitschrift: Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 100 (1991)
Heft: 4

Artikel: Anstand durchbricht Grenzen des Glaubens
Autor: Sorell, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-553879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lachende Burschen mit Hüten neben der Leiche eines Tieres zeigt, das, obschon es tot ist, mehr Würde besitzt als sie.

Jeden Frühling, nach der Winterruhe, dem langen, kalten Dösen, sind wir gespannt, ob der Bär, der auf dem Hügel hinter unserem Haus wohnt, den Kugeln entkommen konnte. Anzeichen künden von seinem Triumph: ein Kothaufen im Gras, der von keinem anderen Tier stammen kann, ausser es streiften immer noch Mastodonten auf der Erde herum. Ein umgeworfener Kehrichtkübel im Morast. Ein ausgeleckter Krautsalatbehälter. Symmetrische Kratzspuren in anderthalb Metern Höhe am Baum.

Dieses Land gehört ihnen. Einmal, vor langer Zeit, baute jemand ein Haus darauf. Das war damals, als wir noch zaghafte Eindringlinge waren und hier ein Farmhaus und dort eine Scheune hinstellten. Und dann verloren wir den Verstand, bauten Appartementhäuser mit Schwimmbädern und Bürokomplexe mit Tiefgaragen und Siedlungen, deren Namen immer irgendwie die Wörter «Park», «Feld» oder «Hügel» einschlossen. Fortschritt lässt sich nicht aufhalten, vor allem wenn er mit achtzig Stundenkilometern daherkommt. Im Sommer, wenn die Opossums am Strassenrand steif werden, fällt das besonders auf. Manchmal schlagen die Tiere zurück. Mir gefällt die Geschichte von den Leuten, die ein Haus mit einem Teich kauften und ziemlich viel Geld für einen Steg ausgaben, von dem aus sie hinausschwimmen konnten. Es ging nicht lange, bis sie merkten, dass die Schnappschildkröten die Ergänzung ihres Ökosystems durch menschliche Wesen, die Sonnenschilder trugen, nicht schätzten. Man holte einen Vernichtungsexperten. Der Teich wurde mit dem Schleppnetz abgesucht. Ein Gast wurde gebissen. Die Schildkröten behielten die Oberhand.

Ich habe gelesen, dass Hirsche ihr Leben lang denselben Pfad benützen. Da kommt jemand, stellt ein Haus im neokolonialen Stil mitten auf den Hirschpfad, und die Hirsche benützen ihn mit einigen kleinen Umwegen weiter. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass der Hirsch hierher gehört und nicht das Haus. Die Fledermäuse, die Waldmurmeltiere, die Wiesel, die Kröten: In hundert Jahren, wenn unsere Familie voraussichtlich zerstreut sein wird, werden ihre Nachkommen möglicherweise immer noch am genau gleichen Ort leben.

Irgendwo draussen sitzt der Bär, beobachtet, kratzt sich, atmet seinen Bären-Atem, und wenn er reden könnte, würde er vielleicht sagen: «Ich frage mich, wann die dorthin zurückkehren, wo sie hingehören.» ■

ANNA QUINDLEN

ANSTAND DURCHBRICHT

GRENZEN DES GLAUBENS

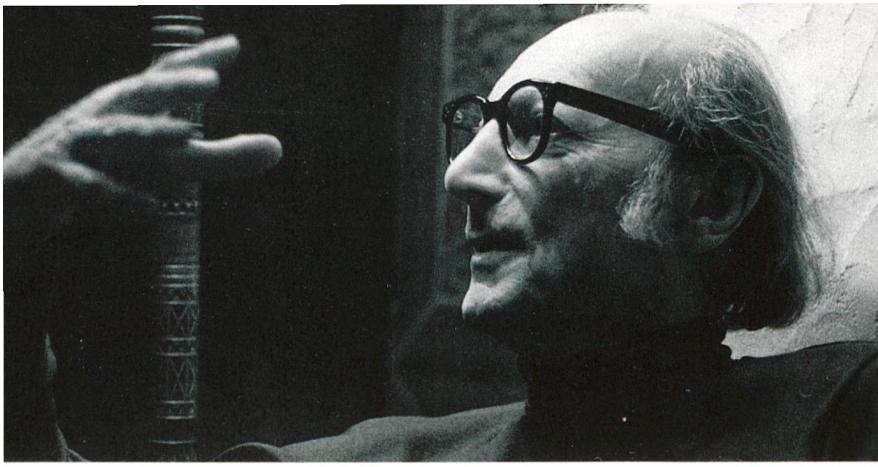
Wie kann ein
jüdischer Autor
für eine stark
religiös
ausgerichtete
lutheranische
Zeitschrift Jahr-
zehnte hindurch
allmonatlich
einen
Essay schreiben?

«Wenn Juden nicht existieren würden, müsste der Antisemit sie erfinden», sagte Jean-Paul Sartre. Antisemitismus ist eine der ältesten Formen von Fremdenhass, von Ablehnung des anderen. Es ist ein Urhassgefühl, das – seit 2000 Jahren von Generation zu Generation vererbt – keine geographischen, linguistischen oder zeitgebundenen Grenzen kennt und sich über alle Aufklärungsversuche hinwegsetzt. Es kann sich als persönliche Haltung selbst bei Menschen bemerkbar machen, die noch nie mit Juden in Berührung gekommen sind.

Wie bei allen Dingen gibt es auch bei den Juden ein Rechts und ein Links: Es gibt orthodoxe und es gibt assimilierte Juden. Den Fundamentalisten schreibt man zu, durch ihr striktes Festhalten an den Gesetzen und Geboten, vor allem aber durch das ständige Studium des «Buches» das Judentum durch so viele Jahrhunderte der Diaspora und der Ghettos hindurch am Leben erhalten zu haben. Im Assimilierungsprozess des Juden liegen Gefahren: der Selbsthass, die Selbstverleugnung und im Extremfall der Antisemitismus im Juden. Andererseits ist gerade im Höhenflug der Assimilierung auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst einmalig Grosses geleistet worden. Man kann mit vollem Recht sagen, dass die drei Männer, die unsere Zeit geprägt haben, Juden waren: Marx, Freud und Einstein. Aber auch das Gegenteil ist wahr: Der Verleger Helmut Kindler erklärte in einem Fernsehinterview, er sei Philosemit und habe die stärksten Impulse für seine Karriere im Berlin der zwanziger Jahre von jüdischen Intellektuellen erhalten.

Als ich einmal nach einem Vortrag von einer streng katholisch erzogenen Dame aus dem katholischen Luzern nach Hause gefahren wurde, kamen wir auch auf die Religion zu sprechen. Ich erwähnte, ich sei Jude. Sie stoppte den Wagen und, erstaunt über ihr eigenes Erstaunen und den Ausruf: «Was! Sie sind Jude?» sah sie mich an und umarmte mich im nächsten Augenblick mit einem Wangenkuss. Eine jahrelange innige Freundschaft verband uns danach.

Ich komme aus einer Wiener sephardischen Familie und machte schon früh in der Primarschule physische Bekanntschaft mit den Verirrungen des Antisemitismus, wenn meine Schulkameraden in einem Rudel über



«Es ist wichtiger zu glauben, als einen Glauben zu haben.»
Der Wahlzürcher Walter Sorell, 85, emeritierter Professor der Columbia-Universität in New York.

FOTO: MARIO TSCHABOLD

mich herfielen, um mich den Triumph ihres zwischenmenschlichen Verständnisses fühlen zu lassen. Später gehörten auch kleinere Schlachten zwischen Deutschnationalen und Andersgesinnten in der Aula der Universität zu unserem Curriculum. Nachdem ich vier Jahre das Theater der Volkshochschule erfolgreich geführt hatte, wurde ich in der Ära Dollfuss meiner Stellung mit der Begründung entthoben, ich hätte im meinem Spielplan nur Leute wie Arthur Schnitzler, Walter Hasenclever oder Curt Goetz – das Wort Jude wurde vermieden, aber die Aufzählung dieser Namen machte seinen Gebrauch überflüssig – und keinen vaterländischen Dramatiker wie Max Mell oder Ludwig Anzengruber berücksichtigt.

Während des Ersten Weltkrieges und kurz nachher war Wien von Ostjuden – wie sie summarisch genannt wurden – überflutet, da ihre Heimatorte in Galizien und in der Bukowina Kriegsschauplatz geworden waren, auf dem die erbittertsten Kämpfe tobten. Obwohl die meisten von ihnen in einem bestimmten Wiener Bezirk an der Donau, in der Leopoldstadt, wohnten, war es unvermeidlich, dass man ihnen in allen Straßen der Stadt begegnete. Da erlebte ich etwas Seltsames an mir selbst: Ich sah mich plötzlich auf der anderen Seite. Es waren Juden meist in orthodoxer Tracht, und ich empfand ihre Anwesenheit als Herausforderung. Ich betrachtete die Szene vor allem auch mit dem Angstgefühl, sie könnten unangenehm und provozierend auffallen und zu Bazzillenträgern des Antisemitismus werden. Ich schämte mich, als ich mir eingestehen musste, dass diese Situation mich zum Antisemiten mache. Ich konnte mich zwar schämen, konnte aber dieses negative Gefühl nicht ablegen. So konnte ich später den hochnäsig Juden aus San Francisco besser verstehen, der mit einer ähnlichen, aus Angst geborenen Ablehnung auf die Neuankömmlinge unter seinen Glaubensgenossen in New York herabsah: Der Eingeborene, schon Arrivierte, schon Akzeptierte gegen den jüdischen Eindringling – eine Rolle, die ich 1939 in New York notgedrungen selbst spielen musste.

Antisemitismus kann man Rassismus gleichsetzen. Zu meinen ersten Eindrücken in Amerika gehört, dass ich mit einem befreundeten Schwarzen das Caféhaus Schraffts nicht betreten durfte. Erst nach langem Palaver mit dem Manager, den ich überzeugen konnte, dass mein Freund ein

bekannter Musiker sei, durften wir uns in die hinterste, verschwiegenste Ecke des Lokals setzen. So geschehen im Jahre 1940, als ich in Lake Placid auch erfuhr, dass das berühmteste Hotel, «The Country Club», «restricted» war. An diesem Ort war selbst für den damaligen beliebten New Yorker Gouverneur Lehmann kein Platz. Daran hat sich bis heute nichts geändert, und eine Reihe von Clubs und Hotels im ganzen Land, von der Freiheitsstatue bis zur Goldenen Brücke in San Francisco, schliessen Juden und Schwarze aus.

Ich hatte Jahrzehnte hindurch für verschiedene Zeitschriften gearbeitet, darunter auch für «The Cresset», veröffentlicht von der Universität Valparaiso in Indiana, die das geistige Zentrum der Lutheranischen Kirchengemeinden in den USA ist. Es war eine stark religiös eingestellte Zeitschrift für Wissenschaft, Politik und Kultur, für die ich über Theater und Literatur allmonatlich einen essayistischen Bericht schrieb.

Jahre vergingen. Niemand in der Redaktion wusste von meiner sephardischen Herkunft, die ich glaubte bekanntgeben zu müssen, als man mich nach zehnjähriger Mitarbeit einlud, an einer Redaktionstagung teilzunehmen. Beim Bankett wurde mir der Ehrenplatz zur Rechten des Rektors und Herausgebers der Zeitschrift angewiesen. Nach der Mahlzeit erhob sich Reverend O. P. Kretzmann – das war sein Name –, um eine lange Rede zu halten, in der er allen Mitarbeitern einzeln für ihre Dienste und Verdienste dankte. Dann wandte er sich an mich und sagte unter anderem: «Es ist besonders bemerkenswert, dass Walter Sorell, der nicht in unserem Sinne an den Heiland glaubt, so viele Jahre hindurch in allen seinen Beiträgen im Geiste unseres Glaubens schrieb.» Dann richtete er an mich direkt die Frage: «Wie ist das nur möglich gewesen?»

«Das war doch ganz natürlich», antwortete ich. «Es kann doch nur eine Gottheit geben, an die alle Menschen ihre Gebete in ihrer traditionsgebundenen Weise richten. Und die ethischen Grundsätze sind doch, wenn auch auf anderem Boden wachsend, immer die gleichen. Wir können nie die wirkliche Wahrheit erfassen. Wir können nur danach suchen. Jeder sollte seinen Gott in sich haben, der ihm dabei helfen kann. Wir sollten lernen, den anderen zu verstehen, nicht in Klischees und Stereotypen zu denken, mit keinen Feindbildern zu leben. Es ist wichtiger zu glauben, als einen Glauben zu haben. Ethisch anständig zu sein, ist eine persönliche Sache, aber es ist die Grundlage aller Religionen. Als Mensch bin ich so schwach wie jeder andere. Aber ich versuche immer, mit Augen der Liebe zu schauen und das Gesehene, Gehörte und Gefühlte mit Worten der Liebe festzuhalten. Deshalb konnte ich als Jude in Ihrem Sinne schreiben.»

Für einen Augenblick war es still geworden um den langen Tisch. «Jetzt noch mehr als je zuvor hätte ich Sie gerne getauft», sagte Reverend Kretzmann lächelnd. Ich lächelte zurück, und wir umarmten uns. Ich glaube, auch Gott muss in diesem Augenblick gelächelt haben. ■

WALTER SORELL